

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 257

Artikel: Arbeit an der Gürtellinie
Autor: Riedener, Corinne / Barth, Hans / Gresser, Susanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-884062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arbeit an der Gürtellinie

Manche hegen eine Faszination fürs Rotlichtmilieu, sehen darin eine sagenumwobene Zwischenwelt, wo sich scheinbar alles trifft. Für andere ist die Sexarbeit glitschiges Terrain, ein Thema, das Unbehagen hervorruft und in den meisten Fällen moralisch aufgeladen ist, ähnlich wie Drogen oder Religion. Auf saiten.ch ist kürzlich eine Glosse zum «Tag der offenen Beine» im Extravagant, einer St.Galler Kontaktbar, erschienen. Das hat provoziert – und zwei Fronten geschaffen. Auf der einen Seite steht Prostitutionsgegner Hans Barth, auf der anderen die Sexarbeiterinnen selber und Maria Magdalena, die kantonale Beratungsstelle für Frauen im Sexgewerbe. Dazu vier Texte: Corinne Riedeners Glosse, Hans Barths Reaktion darauf, die Stellungnahme von Maria Magdalena und ein Augenschein bei den Betroffenen.

Schnackseln bis der Doktor kommt

«Tag der offenen Beine»: Das Extravagant in St.Gallen setzt ab April auf Flatrate-Sex, um die Kunden anzulocken. Dafür muss Mann ganz schön fit sein...

TEXT: CORINNE RIEDENER

Offene Beine. War das nicht mal ein medizinischer Begriff? Ekzeme, nässende Wunden und söttigs? Meinetwegen, 50 Rappen in die Wortspielkasse.

Wieso? Der «Tag der offenen Beine» ist nicht etwa der Dienstag im Altersheim, sondern das neue Sonderangebot im Extravagant, jeden ersten Sonntag im Monat: Softdrinks und Flatrateficken von 17 bis 23 Uhr für 250 Stutz. Alt sind dort also höchstens die Herren.

Das Extravagant, für alle, die es nicht wissen, ist das mehrstöckige St.Galler «Edelpuff» am Blumenberg, befindet sich also gleich über dem unterirdischen Einfallloch zur Gallusstadt, das kürzlich saniert wurde.

Vielleicht haben besagte Bauarbeiten die «Bohrungen» im oberen Betrieb behindert, könnte ja sein... Es scheint jedenfalls, als müsse der Betreiber neuerdings auch auf Kombiangebote setzen.

Rechnen wir nach: Einmal «GV französisch pur» kostet im Extravagant normalerweise 150 Franken, «gemütliche 30 Minuten» gibts für 200 Franken und «sensationelle 60 Minuten» für 350 Franken – ohne Prosecco versteht sich.

Wenn dort einer also sechs sensationelle Stunden lang schnackseln wollte, würde ihn das 2100 Stutz kosten. Oder anders gesagt: Dank Flatrate spart er ganze 1850 Franken. Theoretisch. Denn welcher Mann kann schon sechsmal in sechs Stunden ...

Ob das erniedrigend ist für die Frauen? Ich weiss es nicht. Das Extravagant geniesst eigentlich einen guten Ruf in der Branche, man müsste nachfragen. Ob es erniedrigend ist für die Männer? Gut möglich – «Sex so oft du kannst» klingt nach fucking Hochleistungssport!

Vielleicht habe ich das Ganze ja auch völlig falsch verstanden, und der Slogan hat tatsächlich medizinische Hintergründe: Nach dem x-ten Koitus hat bestimmt der eine oder die andere offene Beine. Oder wunde Knie.

erschienen am 1. April, siehe saiten.ch/schnackseln-bis-der-doktor-kommt/

Bordell und Kultur in St.Gallen

TEXT: HANS BARTH

Es stimmt, am 1. April ist es den Medien erlaubt, Scherz-Artikel zu veröffentlichen. Das muss Corinne Riedener, Redaktorin des Magazins Saiten, missverstanden haben: Sie schrieb an diesem Tag nicht geistreichen Unsinn, sondern einen menschenverachtenden Text über Prostitution. Ihr Artikel *Schnackseln bis der Doktor kommt* auf saiten.ch liest sich wie eine Auftragsarbeit für das St.Galler Bordell Extravagant. Hier die Gründe meiner Einschätzung.

Da ist einmal die Kombination von Text und Bild. Beidem räumt der Artikel in etwa gleichviel Platz ein, wobei das – von der Homepage des Bordells übernommene – Bildmaterial keinerlei zusätzliche Information bietet. Werbung für Frau als Ware, von Saiten gratis und in unbeschränkter Zahl verbreitet. Besseres kann einem Bordell nicht passieren.

Und natürlich der Zeitpunkt des Artikels: zwei Tage vor just dem Tag, zu dem das Bordell notgeile Männer zur besonders billigen Benutzung von prostituierten Frauen einlädt. Die Bordelliers dürften hochzufrieden gewesen sein.

Und dann die sehr spezielle ...ja, wie soll man es nennen... milieugerechte Spassigkeit. Zum Beispiel wenn die sexuelle Nutzung von Frauen im Bordell als «Bohrungen» bezeichnet wird. Andererseits: Genau davon leben Bordelle und Prostitution allgemein, von sexualisierter Frauenverachtung (siehe Gerheim, *Die Produktion des Freiers*, 2012).

Die lächerliche Promotion des Extravagant zum «Edelpuff» dürfte den Bordellbetreibern gefallen haben. Allein schon die Tatsache, dass ein bekanntermassen mit Kriminalität durchsetztes Milieu in einem «Kulturmagazin» wohlwollend besprochen wird, dürfte die Bordelliers zufrieden grunzen lassen. Herr Alfonso Coretti, der Betreiber des Extravagant, wünschte sich einst im «St. Galler Tagblatt», «dass St.Gallen dereinst auf diese Kontaktbar stolz sein kann.» Fünf Jahre später, 2016, scheint dieser Wunsch in

Erfüllung zu gehen. Wenn nicht in St.Gallen, dann wenigstens im Saiten-Artikel.

Das Bordell lädt ein zum «Tag der Offenen Beine». Betont naiv denkt Frau Riedener an «Ekzeme» und an den «Dienstag im Altersheim». Danach aber gehts zur Sache und zwar deftig: «Flatrateficken». Wissen Sie, was das ist? Jedenfalls etwas, das in Bordellen angeboten wird. Und zwar so: Auf blütenweissem Poster, von Frau Riedener in ihrem Artikel übernommen, sieht man eine junge Frau in teuren Dessous. Text: «17 bis 23 Uhr/Eintritt CHF 250.–, inkl. Softdrinks & Sex so oft du kannst...». Das Bordell nennt noch ein paar «Regeln», zum Beispiel «max. Zimmeraufenthalt: 20 Minuten pro Mal». Mal... was?

Zu Flatrate-Bordellen sagt der Schweizer Bundesrat: «In diesen Klubs arbeiten oft junge Frauen aus dem armen Südosten Rumäniens, die unter grossem Druck stehen und die Ausführung jeglicher Praktiken hinnehmen.» Gleichzeitig erklärt die Schweizer Bundesregierung offiziell ihre Zuständigkeit für die «Einschränkung bestimmter Praktiken (z.B. Flatrate) verbunden mit Erziehungskursen für Freier bei Widerhandlung». Das St.Galler Bordell als Teilnehmer-Lieferant für eidgenössische Erziehungskurse? Interessant für Saiten, das Kulturmagazin.

Also was ist nun «Flatrateficken»? Extravagant sagt: Sex so oft du kannst, sechs Stunden lang, mit wem und wie du willst, mit jeder aber nur 20 Minuten, pro Mal. Flatrateficken heisst, dass «die in einer Prostitutionsstätte anwesenden Prostituierten unterschiedslos zu einem an den Betreiber zu entrichtenden Pauschalpreis jederzeit für jeden Kunden verfügbar sind.» So steht es 2016 in einem Gesetzesentwurf der deutschen Bundesregierung.

Totale Verfügbarkeit junger Frauen, das ist es, was sexuell verquere Typen im Bordell erleben möchten. In der Tat: Junge Frauen stehen im Extravagant zur Verfügung. Für was? Laut Web-

seite für «alles!!!!», für «AV» (Analverkehr), «Französisch pur» (ungeschützter Oralverkehr ohne Samenerguss, aber mit einer sehr hohen Ansteckungsgefahr für Tripper, Pilze, Syphilis, Hepatitis A, B oder C), «3-Loch» (anale, vaginale, orale Penetration) oder «über mein Gesicht abspritzen». Kurz: für all das, wozu Schweizer ihre Partnerinnen weder überreden noch zwingen können, was aber Frauen aus Elendsverhältnissen ertragen (müssen), um zu überleben. Die Frauenrechtlerin Lea Ackermann bringt das auf den Punkt: «Prostitution ist Drecksarbeit, nicht Sexarbeit.»

Wer sind nun die Frauen, mit denen all das in Schweizer Bordellen gemacht wird? Wie hat man sie dazu gebracht, das auszuhalten? Die Kultur-Redaktorin stellt solche Fragen nicht. Die jungen Frauen zwischen 18 und 32 kommen in ihrem Artikel nur als das vor, was sie für die Flatrateficker sind: «offene Beine».

Dass es bei der Prostitution nicht um ein normales Geschäft geht, das wird auch den Dümmeisten und Gefühllosesten klar, wenn sie erfahren, dass 80 Prozent der in der Schweiz prostituierten Frauen aus den Armutszonen dieser Welt und/oder aus gewaltgeprägten Verhältnissen kommen. So schreibt die Traumatin Dr. Ingeborg Kraus über prostituierte Frauen 2014 in der «Emma»: «Entweder wurden diese Frauen selbst sexualisierter Gewalt ausgesetzt oder waren in einem Umfeld gross geworden, in dem Frauen systematisch degradiert wurden.» Von Freiwilligkeit, im Sinne einer Auswahl unter gleichwertigen Alternativen, kann da keine Rede sein. Zur Herkunft der im Extravagant prostituierten Frauen sagt Hausherr Alfonso Coretti 2005 im «Tagblatt», dass sie «beispielsweise aus Spanien oder Rumänien» stammen.

Ein Herbert Bamert vom Gesundheitsdepartement St.Gallen konstatiert: «Im Jahr 2012 haben die Mitarbeiterinnen von MariaMagdalena [der kantonalen Beratungsstelle] rund 700 Frauen kontaktiert, davon gerade einmal acht Schweizerinnen. Das St.Galler Sexgewerbe wird geprägt durch ausländische Frauen, in erster Linie aus Osteuropa, aber auch aus Afrika, Asien und Lateinamerika.» Sagt der Mann ganz ungerührt im Tätigkeitsbericht. Und dann folgt ein irrer Satz über diese 700 minus acht kontaktierten ausländischen Frauen: «Sie bringen anscheinend das «gewisse Etwas» mit, das sich Schweizer Freier wünschen.» Das «gewisse Etwas», an dem sich Frauenkäufer aufgeben, das ist die Not und der Zwang, der junge Frauen «aus Osteuropa, aber auch aus Afrika, Asien und Lateinamerika» in die Schweizer Prostitution treiben.

Der kantonale Mann schreibt dann noch: «Die Schweiz ist ein reiches Land, [...] aus der Sicht armer Menschen. Und so darf man sich nicht wundern, dass Frauen ohne Einkommen, die vielleicht auch bereits in ihrem Heimatland angeschafft haben, ihr Glück in der reichen Schweiz suchen.» Klingt nach Entlastung für

Extravagant-Kunden: Vermuten Sie einfach, dass die prostituierten Frauen, «bereits in ihrem Heimatland angeschafft haben». Dann trifft Sie keine Schuld beim Flatrateficken. Und überhaupt: Was «Frauen ohne Einkommen» in den Bordellen der «reichen Schweiz» suchen, das sei, sagt Herr Bamert, nichts anderes als: «ihr Glück».

Das Extravagant selbst ist ständig auf der Suche nach Bamerts «Frauen ohne Einkommen», aber nur, wenn sie «attraktiv und charmant» sind und im Alter von «18 bis 32», wie auf der Webseite steht. Frage an den Mann aus dem Gesundheitsdepartement: Eine junge Frau aus dem fernen Rumänien, die «bereits in ihrem Heimatland angeschafft» hat, bevor sie mit 18 Jahren in die Schweiz kam, wie alt war die wohl, als sie prostituiert wurde? 14 oder 16? Sie war jedenfalls ein Kind. Ist es das, was Herr Bamert als das «gewisse Etwas» fantasiert?

Und dann steht da im Saiten-Artikel urplötzlich dieser Satz: «Ob das erniedrigend ist für die Frauen?» Und sofort versucht der nächste Satz, diese gefährliche Frage ungeschehen zu machen. Frau Riedener: «Ich weiss es nicht.» Will sie nicht wissen, dass sie es weiss? Irgendwelchen, x-beliebigen «Herren», immer wieder anderen, den Schwanz zu lutschen, mit, oder wie im Extravagant, ohne Kondom – ob das erniedrigend ist für Frauen? Frau Riedener hält es für möglich, dass Frauen sowas gern machen, Tag für Tag, es nicht als erniedrigend empfinden.

Eine, die es weiss, ist Prostitutions-Verteidigerin (!) Rebecca Angelini von der Fachstelle Frauenhandel und Frauenmigration in Zürich, die über Flatrate so urteilt: «Dass alles möglich ist für wenig Geld, ist würdevoll- und respektlos gegenüber den Sexarbeiterinnen» («20 Minuten», Mai 2013). Man beachte: «würde- und respektlos» ist die sexuelle Verfügbarkeit von Frauen (für die FIZ) dann, wenn sie «für wenig Geld» arrangiert wird. Die deutsche Bundesregierung ist da klarer im Kopf und sieht (im neuen Entwurf des Prostituiertengesetzes), dass Flatrateficken «der Ausbeutung von Prostituierten erkennbar Vorschub leistet». Die Kultur-Journalistin Riedener aber will es immer noch nicht kapiert haben.

Und dann schreibt sie: «Das Extravagant geniesst eigentlich einen guten Ruf in der Branche...» Nun ist der «gute Ruf» des Bordells in St.Gallen bestens dokumentiert. Das Ostschweizer iff-Forum (Institut für feministisch reflektierte Psychologie und Pädagogik) schrieb im Januar 2012 an das kantonale Gesundheitsdepartement. Thema: die katastrophalen Arbeitsverträge des Bordells.

Aber Frau Riedener ist noch nicht zu Ende. Hier der ganze Absatz: «Ob das erniedrigend ist für die Frauen? Ich weiss es nicht. Das Extravagant geniesst eigentlich einen guten Ruf in der Branche, man müsste nachfragen.»

Richtig: Gute Journalistinnen fragen nach. Bevor sie schreiben!

Für Anerkennung und Rechtssicherheit im Sexgewerbe

STELLUNGNAHME VON SUSANNE GRESSER, TEAMLEITERIN MARIAMAGDALENA

MariaMagdalena ist ein Beratungsangebot für Sexarbeiterinnen und besteht seit dem Jahr 2000. Es wurde vom Gesundheitsdepartement des Kantons St.Gallen als Projekt im Bereich der Präventions- und Gesundheitsförderung gestartet.

Wo das Stichwort Sexarbeit fällt, sind die Reaktionen in aller Regel immer die gleichen: Ablehnung, Unverständnis und Angst. Im besten Fall gibt es ein bisschen Mitleid mit den Sexarbeiterinnen oder, im Extremfall, werden alle als Opfer von Zwangsprostitution angesehen. Dass es unter Sexarbeitenden – es gibt nämlich auch Männer, die sexuelle Dienstleistungen anbieten! – viele gibt, die sich frei und bewusst für diese Tätigkeit entscheiden,

wird meistens nicht berücksichtigt. Tatsache ist: Überall gehen Menschen verschiedener kultureller Herkunft, mit unterschiedlichster Bildung und sozialer Zugehörigkeit diesem Gewerbe nach.

Sexarbeit ist legal

Die freiwillig ausgeübte Sexarbeit in der Schweiz ist seit 1942 legal und steht seit 1973 unter dem verfassungsrechtlichen Schutz der Wirtschaftsfreiheit (Art. 27 der Bundesverfassung). Der Artikel umfasst insbesondere die freie Berufswahl, den freien Zugang zur Erwerbstätigkeit und die freie Berufsausübung. Mit anderen Worten

akzeptiert die Schweiz seit Jahrzehnten, dass Sexarbeit eine gewerbliche Tätigkeit ist, die nicht unbegründet oder nicht über Gebühr eingeschränkt werden darf.

In der Praxis hingegen ist die Sexarbeit trotz gesetzlicher Grundlagen immer noch nicht anerkannt, sondern wird diskriminiert, kriminalisiert und stigmatisiert. Im Sexgewerbe tätige Personen werden gesellschaftlich meist isoliert und ausgegrenzt, daher führen sie meistens ein Doppelleben. Die Angst, entdeckt zu werden, kann zu einer extremen Belastung und zu gesundheitlichen Problemen führen. Ausbeutung, fehlender Rechtsschutz und wirtschaftliche Abhängigkeiten betreffen viele Sexarbeitende und schaffen persönliche Notlagen, die das eigenverantwortliche Handeln beeinträchtigen.

Steuern ja, Rechtsschutz nein

Auch rechtlich ist die Sexarbeit immer noch nicht den andern Gewerben gleichgestellt. Sexarbeiterinnen zahlen zwar Steuern und leisten Sozialversicherungsbeiträge wie alle andern, trotzdem vertreten die Gerichte bis heute die Meinung, dass Abmachungen zwischen einer Sexarbeiterin und einem Kunden oder einem Lokalbesitzer sittenwidrig und damit ungültig sind.

Sexarbeiterin Lena Morgenroth sagt: «Statt die Sexarbeit zu verbieten, wäre es sinnvoller, die Arbeitsbedingungen zu verbessern für diejenigen, die dabei bleiben wollen. Und für diejenigen, die nicht dabei bleiben wollen, sollten bessere Alternativen geschaffen werden, durch Bildung, Beratungsangebote, Zugang zu anderen Jobs oder Sozialleistungen.»

Ziel des Beratungsangebots von MariaMagdalena ist es deshalb, die Lebensqualität der Frauen im Sexgewerbe zu optimieren, ihre Sozialkompetenz zu fördern und ihnen den Zugang zu den Angeboten im Sozial- und Gesundheitsbereich sowie dem Rechtssystem zu ermöglichen. MariaMagdalena nimmt ausserdem auch die Aufgabe der Aids-Prävention im Sexgewerbe (APiS) wahr. APiS ist ein nationales Präventionsangebot der Aids-Hilfe Schweiz und richtet sich speziell an Sexarbeiterinnen mit Migrationshintergrund.

Die Mitarbeiterinnen von MariaMagdalena sind im ganzen Kanton St.Gallen tätig, zum Teil auch im Thurgau, und arbeiten nach dem Prinzip der aufsuchenden Sozialarbeit, das heisst: Wir suchen aktiv den Kontakt zu den Sexarbeiterinnen, wir besuchen sie an ihrem Arbeitsort und stellen unser Beratungsangebot vor. Dabei werden neben Präventions- und Gesundheitsthemen auch Fragen zu sozialen und rechtlichen Bereichen besprochen sowie Unterstützung bei ihren Anliegen angeboten.

MariaMagdalena respektiert die Personen, die im Sexgewerbe tätig sind, sie respektiert die Vielfältigkeit der Arbeits- und Lebensräume und die darin individuell gelebten Beziehungen. Deshalb setzen wir uns für die gesellschaftliche Anerkennung und Akzeptanz sowie die Rechtssicherheit von Sexarbeiterinnen ein.

**MariaMagdalena – Beratungsangebot für Frauen im Sexgewerbe,
Friedaustrasse 1, 9000 St.Gallen**

mariamagdalena.sg.ch

«Viel ist Psychologie»

Ein Besuch im Extravagant, Irinas* Arbeitsort: Die junge Rumänin kann Männer ablehnen, die sie unsympathisch findet – andere Sexarbeiterinnen können das nicht. Auch deshalb braucht das Gewerbe endlich einheitliche, anständige Arbeitsbedingungen.

TEXT: CORINNE RIEDENER

«Spaziert ein Pärchen innig umarmt durch den Park, lächeln die Umstehenden», sagt Philosoph und Publizist Ludwig Hasler 2010 an einer Podiumsdiskussion der Beratungsstelle MariaMagdalena. «Über ein Paar, das im Gebüsch beim Kopulieren erwischt wird, rümpft die ganze Welt die Nase.» Der abendländische, an Vergeistigung interessierte Kulturkreis habe nie über eine «Kultur der Wollust» verfügt, befand Hasler. Körperliche Liebe werde deshalb rasch als unrein angesehen oder gar «mit den Listen des Teufels, mit Finsternis und Hölle» assoziiert.

Angesichts der heutigen Vielfalt an Erotikplattformen – online bei Pornhub, Tinder & Co. oder traditionell in Kontakt- oder Tabledance-Bars – müsste man dem widersprechen. Allerdings nur bedingt: Auch wenn sich im Privaten mittlerweile durchaus eine Art «Kultur der Wollust» entwickelt hat, gesamtgesellschaftlich hat sie den Durchbruch noch längst nicht geschafft. Zwar wird überall wacker Sex konsumiert, auch gerne darüber gesprochen, aber jene, die ihn anbieten, rangieren immer noch tief unten im bürgerlichen Spektrum. Wer Sexarbeit leistet, wird wahlweise bemitleidet, verachtet, gefürchtet oder wie oben nachzulesen; zum willenslosen Opfer aus «Elendsverhältnissen» degradiert.

Darüber schüttelt Irina* nur den Kopf. Die 25-Jährige Rumänin arbeitet seit zwei Monaten im Extravagant und ist via Zürich und Wien nach St.Gallen gekommen. Jetzt, zwei Stunden vor Arbeitsbeginn, trägt sie Sneakers und Jeans, ab 22 Uhr wird sie, wie die anderen Frauen um sie herum, mit Reizwäsche und High-Heels in der rotglitzernden Lounge stehen. «Natürlich spielt das Geld eine Rolle», erklärt sie beim Kaffee im Fumoir, «aber willenlos oder gar zu etwas gezwungen bin ich deshalb noch lange nicht, schliesslich habe ich mir diesen Job selber ausgesucht. Und um das klarzustellen: Nicht alle Frauen in meiner Branche sind dumm. Nicht alle sind arm. Die meisten, die ich kenne, haben Spass an ihrer Tätigkeit und werden zu gar nichts gezwungen.»

Es geht (auch) um die Existenz

Nicht alle: Das ist die Krux. In einer Befragung von MariaMagdalena aus dem vergangenen Jahr gaben 60 Prozent der Frauen Geld und Luxus als Grund an für ihre Jobwahl. Für vier Prozent ist die Sexarbeit ein Traumberuf und für 37 Prozent, insgesamt 10 Frauen, geht es um die Existenz – und meist nicht nur um die eigene. Bei

der selbstbestimmten Sexarbeit ist die Frage nach dem Zwang beziehungsweise der Freiwilligkeit demnach auch eine Frage der Verhältnisse und Ansprüche, anders als beim Menschenhandel. Irina könnte sich theoretisch auch eine andere Tätigkeit suchen, um sich über Wasser zu halten, andere haben keine Alternative.

Zur Sexarbeit gekommen ist sie während ihres Psychologiestudiums, aus finanziellen Gründen. Als ihr klar wurde, dass man damit «gutes Geld verdienen kann», liess sie das Studium sausen. «Sex macht Spass und ist erst noch lukrativ», sagt sie mit einem Schulterzucken. «In keinem anderen Job würde ich so viel verdienen.» Wie viel genau will sie nicht verraten, nur dass ihr Konto mittlerweile wohl um einiges dicker ist als das ihrer ehemaligen Kommilitonen. «Wer zum Beispiel in Rumänien ein Haus bauen will, kommt mit dem dortigen Durchschnittslohn von etwa 300 Euro nicht weit. Wenn ich hier mehrere tausend Franken pro Monat mit Sexarbeit verdiene, stünde mein Haus in wenigen Monaten.» Häuser, Autos und ein Pölsterchen, darum gehe es vielen. Sie selber hat keine konkreten Pläne. «Ich lasse mich trieben, mit Geld kann man ja alles machen. Vielleicht werde ich irgendwann selbständig oder studiere nochmal, wer weiss das schon...»

Was ist schön für dich?

«Als Hure hat man auch eine Art Macht über die Männer, die mit dir Zeit verbringen», sagte vor Jahren einmal eine ehemalige Sexarbeiterin in Rorschach. «Einmal bist du Ratgeberin, ein andermal Souffleuse.» In den 70ern arbeitete sie als eine der ersten selbständig und hatte nach eigenen Angaben jahrelang «Kunden bis ganz weit hinauf». Es war beeindruckend, mit welchem Stolz sie damals von ihrer Arbeit sprach, die sie manchmal wehmütig «mein Werk» nannte.

Irina sieht das ähnlich. Es sei durchaus ein gutes Gefühl, begehrt und gefragt zu werden. «Ich mag die Gespräche. Viel bei uns ist Reden, viel ist Psychologie. Viele kommen, weil sie sich zuhause nicht austauschen können, oft geht es um Beziehungsfragen, sexuelle Probleme oder gewisse Vorlieben. Ich staune immer wieder, wie viele Männer meinen Rat wollen. Viele haben Angst, ihre Partnerinnen Dinge zu fragen wie: Was ist schön für dich? Was magst du nicht? Was würdest du gerne einmal ausprobieren? Bei uns fällt es ihnen leichter, über solche Themen zu reden.»

Natürlich hat der Job auch schlechte Seiten. «Wenn zum Beispiel jemand stinkt, wenn einer unanständig wird oder sich benimmt, wie wenn er den Laden gekauft hätte.» Die Frauen im Extravagant können – anders als in vielen anderen Etablissements – solche Fälle abweisen. «Wenn mir jemand unsympathisch ist, muss ich ihn nicht mit aufs Zimmer nehmen. Finanziell haben wir keinen Druck. Es ist ähnlich, wie wenn du in einer Bar arbeitest; dort musst du einen stark angetrunkenen Gast auch nicht bedienen. Wer sich nicht an die Regeln hält, muss das Lokal verlassen, ganz einfach.»

«Eine Plattform samt Stammkundschaft»

Dafür sorgt unter anderem Alfonso Coretti, Besitzer der Kontaktbar. «Wenn sie ein Problem haben oder irgendwas nicht machen wollen, können sie sich jederzeit an mich wenden», sagt er. «Dafür bin ich da.» Plusminus 15 Frauen sind derzeit bei ihm unter Vertrag. Manche bleiben, bis ihre Bewilligung abgelaufen ist, andere arbeiten seit über vier Jahren in seinem Betrieb. Im Prinzip sei das Extravagant «eine Plattform samt Stammkundschaft, wo sich die Frauen einmieten können». Coretti betont, dass die Flatrate-Aktion «gemeinsam besprochen und einstimmig abgenickt» wurde, Irina bestätigt das. Sonntag und Montag seien in der Regel eher schwache Tage und der «Tag der offenen Beine» darum eine gute Gelegenheit, neue Kunden anzulocken.

«Ich wollte mich von der Masse abheben», sagt Coretti. Die Idee sei spontan entstanden, das dazugehörige Plakat bewusst elegant gehalten. «Schliesslich reden wir nicht von 50 Franken, wie es andernorts der Fall ist, sondern von 250. Ein Edelpuff sind wir deshalb noch lange nicht, schliesslich zahlen auch wir wie jedes andere KMU Sozialabgaben, Steuern und Infrastruktur.» Wenn jemand das dasselbe Programm für 50 Franken anbiete, könne es gar nicht mit rechten Dingen zugehen.

Den Vorwurf, dass die Frauen bei solchen Flatrate-Abenden zu jeglichen Praktiken gezwungen werden können, lässt er nicht gelten: «Bei mir haben die Frauen Rechte und können jederzeit nein zu sagen, wenn ihnen ein Gast oder eine Praktik nicht passt. Würde ich irgendeine zwingen, etwas gegen ihren Willen zu tun, kann sie sich jederzeit auch rechtlich dagegen wehren. Im illegalen Bereich ist die Situation eine andere; dort werden sie ausgenutzt und ausgebeutet. Ich will klare Verhältnisse; gegenüber den Gästen, den Behörden, den Frauen. Letztlich arbeiten wir ja alle miteinander.»

Legal, aber nicht anerkannt

Rechtlich sind die Verhältnisse längst klar: Freiwillig ausgeübte Sexarbeit ist in der Schweiz legal und steht seit 1973 unter dem verfassungsrechtlichen Schutz der Wirtschaftsfreiheit. Gesellschaftlich ist die Lage anders. «Versicherungen und Banken zum Beispiel halten sich moralisch enorm zurück», sagt Coretti. Und Irina fügt an: «Erniedrigend ist nicht meine Arbeit, sondern dass ich immer gleich in eine Schublade gesteckt werde, sobald ich davon erzähle. Ich habe es satt, den Leuten immer wieder zu erklären, dass Sexarbeit nicht schlecht oder unmoralisch ist.»

Rechtssicherheit und Anerkennung für die Frauen im Sexgewerbe fordert auch die Beratungsstelle MariaMagdalena. Dem gegenüber stehen all jene, die das Gewerbe wieder kriminalisieren wollen beziehungsweise die Freier bestrafen, wie es beispielsweise seit 1999 in Schweden der Fall ist. Das Gewerbe würde nicht verschwinden. Frauen wie Irina würden damit in die Illegalität getrieben, würden überallhin verschwinden, nur nicht an einen Ort mit netten Arbeitsbedingungen, ordentlichen Sozialabgaben und rechtlicher Sicherheit. Und das ginge allen so.

Ludwig Hasler beruft sich am eingangs erwähnten Podium auf eine 300 Jahre alte Überlegung des niederländischen Arztes und Sozialtheoretikers Bernard Mandeville: Man verbessere die Welt überhaupt nicht, wenn man versuche, die menschlichen Laster abzuschaffen, gesetzlich zu verbieten und moralisch zu bekämpfen. Die Welt werde nur besser, wenn man mit Lastern rechne – und ihnen ein Spielfeld offeriere, das in gesellschaftlichen Nutzen umschlägt, ähnlich der Marktwirtschaft, deren Antrieb auch Laster wie Gier oder Bereicherungssucht seien.

Was das für die Sexarbeit heissen könnte, bringt kürzlich eine St.Galler Feministin auf den Punkt: Vielleicht braucht es eine Art Label für «faire Etablissements», etwas das den Gästen Gewissheit verschafft, dass die Frauen dort selbstbestimmt arbeiten, anerkannt und abgesichert sind.

*Name bekannt